

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 198.

Donnerstag, 26. August.

1915.

(Schluß.)

„Das Tantchen.“

Erzählung von Herf Böhmer.

(Nachdruck verboten.)

Zwei Minuten sagte niemand von den Dreien ein Wort.

Herr Böhmer rief sich nervös die Hände. Tantchen schüttelte den Kopf, daß die grauen Ringellocken flogen und sah verstoßen nach dem Schreibtisch, auf dem die vielen Photographien standen, mit einem tannenschlanken, hübschen Mädchen drauf.

Der Justizrat sah die beiden über seine Brille weg an. Bisher hatte er völlig zur Zufriedenheit seines Auftraggebers gehandelt. In seinem alten Freund Böhmer kannte er sich aus, der donnerte nun erst recht tüchtig los, aber das war Rückzugsgefecht, und Fräulein Wirmeling, die immer noch nach den Bildern da drüben schielte, der hatte er das Herz weich gemacht.

Oh, er hatte noch nicht alles Pulver verschossen. Ob den letzten Angriff aber nicht besser der Herr Leutnant Kliebenich selbst durchführte, das mußte sich gleich herausstellen, denn Herr Böhmer schnappte sichtlich nach Luft. Er brachte aber schließlich nur heraus:

„Es geht nicht! Es geht nicht!“

Also den nun ein bißchen gereizt.

„Was soll denn nicht geschehen? Reden Sie doch keinen Unsinn! Denken Sie vielleicht, ich hätte meine Hände in dieses Spiel gesteckt, wenn ich nicht wüßte, Sie wären zu halten oder der Herr Leutnant könnte nicht mit Hilfe einer so tatkräftigen Frau, da meine ich Ihre Tochter, auf Laupischkeim ganz vergnüglich leben? Ich bin ein Ehrenmann, mein Herr Böhmer, der schmutzigen Sachen nicht in die Hand nimmt! Und wenn dann Ihr Neffe manchmal die Mundwinkel hängen läßt, wenn die gelben Ulanen an Laupischkeim vorbeireiten, gnädiges Fräulein, dann ist weiter niemand daran schuld, als dieser Dickkopf da!“

Richtig, nun schlug er gemähigt mit der Faust auf den Tisch und sein Gesicht bekam wieder die tiefe Rote.

„Einwickeln sollen Sie das gnädige Fräulein“, schrie er los.

„Bitte, hab' ich in einem einzigen Punkte die Unwahrheit gesagt, dann treten Sie jetzt den Beweis an, sonst muß ich mir Beleidigungen ernstlich verbitten!“

„Man kann so reden und es ist wahr . . .“

„Sie, ich bin kein Viehhändler!“

Richtig, nun waren sie am Brüllen. Tantchen rang die Hände.

„Um Gottes willen, meine Herren! Die Fenster stehen offen. Was sollen denn die Leute denken? Und was hilft das Hin- und Herjerede, solange mein Neffe nicht da ist!“

„Den will ich nicht sehen“, schrie Herr Böhmer nun erst recht.

Und der Justizrat schrie nun auch los.

„Der bedankt sich schön! Der hat Ihre Tochter viel zu lieb, als daß er sich von Ihnen Insulten an den Kopf werfen läßt! Haus und Hof haben Sie ihm angeboten! Haus und Hof! Einem königlichen Offizier! . . . Herr“ . . .

Tantchen hielt die Hände hoch, während ihr die Tränen die Backen herunterliefen.

„Meine Herren! Das ist mir zu toll! Wo ist mein Neffe? Der muß jetzt her! Sie werden wissen, wo er steckt!“

„Aber ja! Er frühstückt im „König von Preußen!““

Da war Tantchen schon an der Tür. Riß sie auf. Karolaf taumelte in eine Ecke und rief sich Stirn und Nase.

„Holen Sie den Herrn Leutnant! Schnell! Er ist im „König von Preußen!““

Und dann beschwor Tantchen die Herren, doch Ruhe zu halten.

„Es gibt sonst auf der Straße noch eine Volksansammlung!“

Und richtig, als sie zum Fenster hinaussah, ging Herr Angrabelt in Filzschuhen, ohne Rock, die lange Peise in der Hand, vorm Hause auf und ab. Da schlug sie schleunigst die Fensterflügel zu.

Der Justizrat Hellermann sah Herrn Böhmer von der Seite an und lachte in sich hinein. Der „Kriegsplan“ hatte geklappt. Wenn nun der Leutnant Kliebenich seine Pflicht und Schuldigkeit tat, war an dem endgültigen Erfolge gar nicht mehr zu zweifeln. Denn sein Tantchen tupfte sich zwar immer noch die Tränen aus den Augen, aber von der Seite würde der Widerstand nicht mehr stark sein.

Herr Böhmer räusperte sich zwar alle halbe Minuten, zog sich dabei die Finger lang, daß die Gelenke knackten, aber wenn der weitere Angriff nur ein bißchen geschickt durchgeführt wurde, der ihm einen anständigen Rückzug gestattete, dann wurde auch heute noch Verlobung gefeiert.

Und der Heini machte seine Sache ganz großartig! Erst begrüßte er sein Tantchen, küßte sie rasch auf beide Wangen und trat dann auf Herrn Böhmer zu.

„Guten Morgen! Und ich denke, was wir noch zu besprechen haben, das läßt sich nur in Laupischkeim erledigen. Sie haben wohl die Güte, Herr Böhmer, meine Tante im Wagen mitzunehmen. Denn ohne Ihre Frau Gemahlin läßt sich doch eine Angelegenheit von so schwerwiegender Bedeutung überhaupt nicht erledigen!“

Herr Böhmer wollte zu einer langen Rede einsehen, aber da redete Tantchen schon drauflos, denn ihrem Heini mußte unbedingt die Wanka erhalten werden.

„Der Vorschlag gefällt mir. Ich mein', Herr Böhmer, Ihnen müßte es auch lieber sein, Ihre Frau Gemahlin weiß genau Bescheid, da kann es später keinen Krakeel geben!“

Der Justizrat griff schleunigst nach Gut und Altermappe, sonst benutzte Herr Böhmer seinen bewährten Rechtsbeistand womöglich zum Witzableiter und das hatte jetzt gar keinen Sinn mehr. Mit einer flüchtigen Verbeugung verabschiedete er sich.

Aber Herr Böhmer gab so schnell nicht nach. Und

das war für den Heini Klevenich von allergrößtem Vorteil. Tantchen wurde ganz weich.

„Ich dachte, Sie könnten mich jetzt mit Ihren Damen bekannt machen. Das weitere wird sich dann schon finden. Solche Dinge wollen doch wirklich in Ruhe besprochen sein!“

„Wissen Sie, gnädiges Fräulein, was dann das Ende vom Liede ist? — Die Verlobung!“

Da setzte Heini zum allerletzten Sturm an.

„Herr Böhmer, die kommt ja doch! Hier handelst es sich lediglich darum: wollen Sie Herr auf Laupischkeim bleiben — und dann muß alles ein bißchen plötzlich gehen, — oder muß ich Stoppelhopper werden. Und das eilt doch nicht! Ich denk', so in fünfzehn, zwanzig Jahren, wenn Sie den Wunsch haben, die Daumen umeinander tanzen zu lassen, dann wird's auch noch Zeit für mich!“

„Nun, nun! Aber wenn Sie durchaus den Wunsch haben, gnädiges Fräulein, dann steht Ihnen natürlich mein Wagen zur Fahrt nach Laupischkeim zur Verfügung!“

Da lief Tantchen schleunigst aus dem Zimmer, um sich fertig zu machen. Der Heini aber machte eine Verbeugung vor seinem zukünftigen Schwiegervater.

„Also auf Wiedersehen in Laupischkeim! Ich reit ein bißchen voraus!“

Schon war er zur Tür hinaus . . . Angraberts standen unten auf dem Flur, sahen ihn forschend an. Da lachte der Heini.

„In den nächsten Tagen bekommen Sie die Kündigung! Aber ich besorge Ihnen einen neuen Mieter, verlassen Sie sich darauf!“

Da entrang sich von Frau Angraberts Lippen ein herzerbrechender Seufzer, und ihr Mann schob das Samtkäppchen mit der gestickten hellgrünen Geuranke aus der Stirn in stummem Schmerz, denn so einen tadellosen Mieter bekam er keinesfalls wieder.

Vor der Tür stand die Senta. Der Karolek strich ihr lieblosend über die Wähne und als sich der Heini in den Sattel schwang, sagte die getreue Masurenseele:

„Soll sich Karolek auf „Ajag“ nachkommen mit Photogrammapparat und rote Latern, 'rr Leitnant?“

„Mein, nein, heute nicht! Heute machen wir nicht duster, lieber Karolek! Aber spring, wie so oft in der letzten Zeit, gleich rüber zum Kaufmann Wormdill und telefoniere von da nach Laupischkeim einen schönen Gruß von mir und in einer guten halben Stunde sei ich dort. Aber natürlich verrätst du deine Weisheit nur dem gnädigen Fräulein!“

„Weiß ich, 'rr Leitnant! O macht sich Karolek ausgezeichnet wie immer!“

Da ritt der Heini Klevenich im scharfen Trab, trotz des miserablen Pflasters — Richtung Laupischkeim . . .

Die Emmi Böhmer hätte doch keine Stachtochter sein müssen, wenn sie sich nicht für „alle Fälle“ eingerichtet hätte. Obgleich der Maientag ziemlich frisch war, hatte sie ein duftiges, weißes Kleid mit blauen Schleifen und breiter Schärpe angelegt. In dem Zimmer, in dem das Telefon hing, ging sie seit anderthalb Stunden auf und ab.

Ihre Mutter schüttelte zwar den Kopf, aber ganz drinnen in ihrem Herzen war die Hoffnung von neuem aufgeblüht. Wenn nur ihr Mann nicht so ein entsetzlich dreifüssiger Kerl wäre, dann hätte man allerseits heute erleichtert aufatmen können. Nun, sie war auch noch da! Sie hatte Laupischkeim in die Ehe eingebracht, wenn es möglich war, auf eine anständige Weise das Gut zu halten, da griff sie zu, energisch, rücksichtslos. Und in einem halben Jahr gab ihr Mann knurrend zu, daß er herzlich froh war, daß alles so gekommen.

Da schrillte die Telephonklingel, Emmi stürzte an den Apparat, ihre Mutter kam auch gleich aus dem Nebenzimmer angelaufen. Und was sie nun hörte, war so himmlisch, daß ihr eine Bentnerlast vom Herzen fiel.

„Ich bin es selbst, Karolek!“ . . . Eine lange Pause, dann sagte die Emmi: „Nun will ich wiederholen, was Sie mir gesagt haben, damit ich auch weiß, ob ich Sie richtig verstanden habe: Hier ist sich Karolek. Leitnant meiniges reitet auf Senta was haste was kannste, Laupischkeim. Sie sich großer Krach gewesen in Wohnung von Leitnant. Hat er gelacht und sie sich losgeritten, in halber Stunde ist er sich Laupischkeim! . . . Stimmt es? . . . Ja! . . . Adieu, Karolek, — Schluß!“

Den Hörer anhängen, der Mutter um den Hals gefallen, war das Werk dreier Sekunden.

„Kind! Kind! . . . Ja, der Papa!“

„Den stellen wir nun vor eine vollendete Tatsache!“

Wie ein Wirbelwind huschte die Emmi aus dem Zimmer, setzte auf der Diele den breitrandigen, mit Bergknechtgarnierten Strohhut auf, band sich mit zitternden Fingern das Seidenband seitwärts des Kinns zu einer schönen Schleife und verließ das Haus.

Frau Böhmer stand am Fenster, die Hand auf das wild klopfende Herz gelegt und sah ihrer Tochter nach. Kam nun ihr Mann mit den beiden alten Pferden hinterhergezottelt, war hoffentlich an der vollendeten Tatsache nichts mehr zu ändern . . .

Die Senta mußte sich im Galopp strecken auf Teufel komm raus und als Heini Klevenich den Laupischkeimer Wald fast hinter sich hatte, wurden seine Augen ganz, ganz groß. Frisch wie der Maientag stand da die Heiligste mitten auf dem Weg! . . . Eine scharfe Parabe, runter vom Sattel, den Trensenzügel um den nächsten Stamm geschlungen.

„Emmi, Emmi!“

Ach Gott, keinen Schritt konnte sie ihm entgegen gehen. Endlich, endlich! Er, den sie schon seit Jahren lieb hatte. Da stand er, riß sie im nächsten Augenblick in seine Arme. Seligkeit! Seligkeit! Seine Lippen ruhten auf ihrem Mund, sein Herz schlug an dem ihren! Nicht reden, küssen, sich ansehen, küssen, — küssen! . . .

Und als eine halbe Stunde später, die Laupischkeimer Kutsche bis an die Stelle gelangt war, hielt der alte Anton in einiger Entfernung und sagte, indem er mit dem Reitstiel auf zwei junge Menschenkinder zeigte, die engumschlungen herankamen:

„So — ho, Herr Behmer, da is was passiert!“

Da liefen die Emmi und der Heini auf den haltenden Wagen zu.

„Tantchen, da ist sie! Da ist sie!“

Und Tantchen rannen wieder einmal die Tränen über die Wangen, als sie das hübsche Mädchen mit den großen, selig glänzenden und doch ängstlich fragenden Augen sah. Da breitete sie die Arme aus, beugte sich weit vor im Wagen und sagte:

„Ich bin die Erbtant! Und die Hypothek übernahm ich! Aber die Zinsen will ich haben! Sonst zieh' ich den Ausfall dem Heini von der Erbschaft ab, denn ich bin genau und sehr gewissenhaft, Herr Böhmer!“

Da warf der endlich seine Dickköpfigkeit zum Wagen hinaus.

„Das wär' allerdings ein großartiger Ausweg! Das darf ich annehmen! . . . Na, Kinder, steigt ein, die „Senta“ kann nachher ein Knecht holen, die pustet ja wie eine Dampfmaschine und reißt nicht aus!“ . . .

Und als Frau Böhmer die Familienfuhre vom Fenster aus herankommen sah, hat sie aus tiefstem Herzen ein Dankgebet zum Himmel geschickt.

— Ende. —

22 = Lesefrucht. = 22

Viele Dinge sind's,
Die wir mit Gestihten ergreifen sollen;
Doch and're können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unser eigen werden.
Goethe.

Aus der Geschichte der Handgranaten.

Der Krieg hat so manche Einrichtung wieder aufleben lassen, die wir schon längst begraben wähnten: Frankreich führt Stahlhelme für seine Soldaten ein, auch Brust- und Rückenpanzerplatten, die wenigstens gegen Schrapnellkugeln und kleine Granatplitter schützen sollen. Rußland bewaffnete seine zusammengetriebenen Landwehrcorps sogar der Not gehorchend mit hölzernen Keulen, mit denen unsere Urahnen vor Jahrtausenden den Urtier todschlügen, der Pfeil lebt wieder auf in den stählernen Luftpfeilen. Da kann es nicht wundernehmen, daß auch die Handgranate ihre Auferstehung feierte, die allerdings schon im russisch-japanischen Krieg im Festungs- und im Feldkrieg zur Anwendung kam, doch bei weitem nicht so ausgedehnt wie heute. Die Handgranaten sind eine recht alte Waffe; sie werden zum erstenmal in einem von Battista de la Valle 1524 in Venedig veröffentlichten Werk erwähnt. Damals fertigte man sie aus festen Tonkugeln, die, mit Pulver gefüllt und vor dem Wurf mit einer Zündschnur entzündet wurden. Bald ging man auch zu anderen Gefäßen über, so zu Glasflaschen, Kugeln von Gußeisen und Blei. Ihre Verwendung beschränkte sich aber nur auf den Festungskrieg. Seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts ging man mehr zur Verwendung des Gußeisens über, die Zündung erfolgte aber immer noch mit einer Zündschnur vor dem Wurf, wodurch natürlich auch der Werfer stark gefährdet wurde; daher spricht schon 1610 Graf Johann von Nassau von einer Granate, die dadurch explodieren sollte, daß beim Aufstoßen ein Stahlstück einem Feuerstein Funken entlocken sollte. Aber diese noch sehr unvollkommene Einrichtung verfiel zu oft, und so blieb es zunächst bei der Lunte. Die Verwendung von Granaten im Feldkrieg begann mit dem 17. Jahrhundert, wo man einzelne Infanteristen im Granatenwerfen ausbildete. So entstanden die ersten Grenadiere in den Infanterie-Kompagnien in Frankreich 1687, in Österreich 1670; sie wurden bald auch beritten gemacht, so 1674 in Frankreich und 1700 in Österreich. Diese Grenadiere trugen 8 bis 12 Granaten in einer besonderen Tasche und hatten die Gewehre umgehängt, um die Hände freizubehalten. Allmählich aber ging der Gebrauch der Handgranaten wieder zurück und kam 1783 in Frankreich ganz ab; die Grenadiere wurden zu besonderen Kompagnien oder Bataillonen vereinigt und zu einer Art Elitetruppe der Infanterie umgestaltet. Im Festungskrieg blieben jedoch Handgranaten dauernd in Verwendung. Namentlich die Spanier bedienten sich ihrer in ausgedehnter Weise bei der Verteidigung von Saragossa 1808/09, und die Russen und Franzosen im Krimkrieg bei dem Kampf um Sebastopol.

Die Mitte des 19. Jahrhunderts brachte mit der Einführung von Sprengstoffen, die an Kraft dem Schwarzpulver überlegen sind und mit der Verwendung von Zündhütchen neue Verbesserungen, die besonders im amerikanischen Sezessionskrieg zur Geltung kamen; im großen und ganzen aber ließ die Wirkung noch erheblich zu wünschen übrig. Man machte dann Versuche mit zylindrischen Granaten, deren Wände an einem Ende stärker wurden, so daß das Geschloß hier zur Erde fallen mußte, wo die Sprengkapsel angebracht war. Dergleichen konstruiert waren auch die Bomben, mit denen Crispien sein Attentat gegen Napoleon III. verübte. Sie wogen leer 1,245 Kilogramm und waren mit 135 Gramm Anallqued-silber geladen. Die Stärke der eisernen Wände verjüngte sich von 25 auf 5 Millimeter. Solche Bomben waren natürlich von hervorragender Wirkung im Feld gewesen. Ihre Handhabung war bei der überaus leichten Entzündbarkeit des Anallqued-silbers jedoch zu gefährlich und ihre Herstellung zu schwierig. Im Jahre 1884 griffen die Engländer wieder auf Granaten aus Terrakotta zurück, die mit Schießbaumwolle gefüllt und mit Wikfordischer Zündschnur und Zündhütchen entzündet wurden. Sie wogen etwa 1 Kilogramm. Im russisch-japanischen Krieg kamen auf beiden Seiten kräftiger wirkende Handgranaten zur Verwendung. Schon bei den ersten Kämpfen vor Port Arthur wurde Redoute 1 des Forts Pailuchan-Ost von den Japanern mit dem Bajonet genommen, nachdem sie große Mengen von Handgranaten in die Werke geworfen und so die Verteidiger vertrieben hatten. General Kondratenko legte auf die Verwendung von Handgranaten besonderen Wert; ein russischer Genieoffizier beschreibt das Vorgehen folgendermaßen: „Drei oder vier Granatenträger gehen mit einem Sad voll Granaten vor. Der Führer, eine Granate in der

Hand, geht als Erster zum feindlichen Schützengraben. Dort entzündet er die Granate und schleudert sie über die Grabenseite und einige andere hinter ihr her. Unmittelbar nach der Explosion stürzen sich andere mit Gewehren bewaffnete Mannschaften vor und besetzen den Graben. Oft gingen 10 bis 15 Granatenträger nacheinander dicht an die Laufgräben heran, schleuderten 20 bis 30 Granaten, die die Verteidiger töteten, und der Laufgraben war unser. . .“ Die japanischen Granaten waren in der Regel aus Konservenbüchsen oder aus Bambusrohrstöcken gemacht, die, mit Pulver oder Schinose gefüllt, ein Gewicht von 500 bis 1500 Gramm hatten. Zuweilen waren es auch nur einfache Pakete von Explosivstoffen, Pikrinsäure und Phosphor, in Papier gewickelt und durch Zündschnur und Anallqued-silberkapsel entzündet. Die Russen bedienten sich der verschiedensten Gefäße, so kugelförmiger Bomben alten Modells, alter Artilleriegeschosse, nicht geplatzter Mäntel feindlicher Schrapnells usw., die mit kräftig wirkenden Sprengstoffen gefüllt und mit einer 15 Sekunden lang brennenden Zündschnur versehen waren. Die Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges führten dazu, daß in allen europäischen Heeren der Vervollkommenheit der Handgranaten die höchste Sorgfalt gewidmet wurde. Man ging auch zu mechanischen Schleudervorrichtungen über, zu sog. Minenwerfern, die mit kleiner Pulverladung die Handgranate bis zu 300 Meter weit schleudern. Vor allem aber wurde die Zündvorrichtung vervollkommen. Jahrhunderte ist die Handgranate alt; was sie aber wirklich vermag in der Hand eines unerschrockenen Kämpfers, das werden unsere Schützengräben in Belgien und Frankreich erst nach Jahren der Nachwelt erzählen.



Aus der Kriegszeit.

Ein Engländer über die Empfindungen im Feuer. Ein packendes Bild der Gefühle, Beobachtungen und Empfindungen eines englischen Soldaten im Feuer findet sich in dem „Daily News“. Die Schilderung stammt von einem Soldaten der englischen Territorialarmee, der seit Weihnachten im Felde war und bei Neuve Chapelle verwundet wurde: „Es war zur Zeit der ersten Dämmerung, und wir warteten auf den Befehl, in den Kampf zu gehen. Wir befanden uns in einem „Sammelgraben“, direkt hinter der Feuerlinie. Wir mußten am Boden lagern, um aus dem Gesichtsbereich zu sein. Zum Teil durch die Schutzwehr des vorderen, im Feuerbereich liegenden Grabens, zum Teil durch ein bewachsenes Feld gedeckt, befanden wir uns vorläufig in verhältnismäßig guter Stellung. Die Hauptgefahr bestand darin, daß die für den vordersten Graben bestimmten Granaten sich zu uns verirrten. Ich blinnte um mich und betrachtete meine Kameraden. Der Mann neben mir war ein alter Unteroffizier, der nächste aber war ein vor kurzem angestommener „Neuer“. Er war ganz jung; an den Bewegungen seiner Finger und des Mundes konnte ich seine durch das neue Gefühl bewirkte Erregung erkennen. Mit Brüllen und Krachen begannen das Feuer unserer Geschütze. Fast im gleichen Augenblick antwortete im Fortissimo die deutsche Artillerie mit ihrer bekannten Schnelligkeit. Innerhalb einer Sekunde war die ruhige Luft um uns in wilden Lärm verwandelt — durch das Dröhnen der Granaten, das Pfeifen der Schrapnells und das „Ker-rupp-Ker-rupp“ der schweren Geschosse. Es war ein ohrenzerreißendes, nervenaufwühlendes Getöse. Ich blinnte nach dem Jungen in meiner Nähe. Seine Finger bohrten sich in das Erdbreich — auf seinem Gesicht zeigte sich eine wirre Erregung. Ich sah, wie er auf uns andere blickte, die wir uns ruhig und scheinbar gleichgültig verhielten. Er blinnte um sich, als sei er höchst überrascht, sich noch am Leben zu finden. Dann rückte er zu uns heran: „Ich glaube, daß wir hier so ziemlich sicher sind“, begann er mühsam. Gleich darauf barß eine Granate gegen die Schutzwehr eines in unserer Nähe befindlichen Grabens. Und wir erfuhren bald, daß zwei Mann getötet und mehrere schwer verwundet worden waren. „Ist es nicht möglich, daß die nächste Granate hierher kommt?“ fragte der Junge. „Leicht möglich“, erwiderte der Unteroffizier, „aber wenn dies geschieht, können wir nichts dagegen tun.“ Der Junge betrachtete bewundernd unsere schmalen Gleichgültigkeit. Doch er hätte mich nicht bewundern brauchen. In Wochen und Monaten habe ich gelernt, mein Gesicht voll-

kommen zu beherrschen. Doch wie wenig wußte der Junge von dem, was in meinem Innern vorging; von dem Fieber und allem anderen, das vor meinem inneren Auge vorbeizog. „Noch zwei Minuten“, sagte der Unteroffizier. Dann kam das Signal, und wir stürzten uns in dieses Leben unbewußter Mausefens. Man läuft, man schießt, man schreit, andere fallen — man weiß von nichts. . . Nach dem Gefecht sah ich um mich. Und ich erblickte den Jungen, beweglich, lärmend, in überstürzendem Gespräch — in dem Tumel nach dem ersten Kampf, diesem Tumel, den wir alle einmal empfinden haben. Der Tag verging unter heulendem Feuer und dem Knattern der Maschinengewehre. Am Abend aber kam die große Pause. Wir marschierten nach rückwärts, mit schweren erschöpften Körpern. Und wieder einmal zurückgeschickt, wieder einmal für kurze Zeit außer Feuer, fielen wir wieder in dumpfen Schlaf.“

Pariser Papierstrategie. Der Fall von Warschau war bekanntlich in der französischen Presse wohl vorbereitet worden, immerhin hielt man es für klug, den starken Eindruck dieser Nachricht auf den französischen Leser dadurch noch abzuschwächen, daß man den Fall dieser Millionenstadt und starken Festung als überaus unbedeutend, ja erfreulich darstellte. Mit hübschem Spott macht sich nun die „Guerre Sociale“ über diese Kommentare der Pariser Papierstrategen lustig: „Irgend ein Zivilist, der über die militärischen Dinge nicht schlecht schreibt, meinte neulich: „Anscheinend nimmt niemand bei uns den Fall Warschau tragisch.“ Er hat recht. Wenn man gewisse Ergüsse unserer Kollegen liest, so muß man sogar fragen, warum man während eines ganzen Jahres dem Verfall dieser Ortschaft irgendeine Bedeutung zumäch. Und ich kann nicht mit meiner Freude und meinem Vergnügen über die moralische Stärkung zurückhalten, die mir aus der Lektüre derjenigen Artikel erwuchs, die sich mit der Besetzung Warschaus durch die Deutschen befassen. Es scheint, daß bei dieser Nachricht diese frivolen Wiener und die beklagenswerten Berliner sich überschäumenden Freudeausdrücken hingaben? Dafür wissen wir jedoch, daß die öffentliche Meinung in Amerika diese Nachricht mit stoischer Ruhe aufnahm. . . Eine englische Zeitung — geben wir dem Verbündeten, was des Verbündeten ist — hat nachgewiesen, daß die Besetzung von Warschau durch die Deutschen und Österreicher ein wohl nicht wieder gutzumachender Fehler sei; dadurch hätten sie endgültig die Sympathien des russischen Volkes verscherzt, auf die sie — oder vielleicht nicht? — ja noch immer rechnen könnten. . . Ein anderer wußte aber noch besseren Rat, indem er von allen fruchtlosen Erörterungen und Vorwürfen Abstand nahm und, er ganz allein, die Stadt Warschau auf die andere Seite der Weichsel, auf deren rechtes Ufer, hinübertrug. Gewiß, die Deutschen hatten einige Häuser am linken Ufer besetzt. Aber es genügte, um Praga mit dem Namen Warschau zu taufen, um dies noch immer im Besitz unserer Verbündeten zu erhalten. So war es wenigstens noch vor einigen Tagen. Falls unsere Verbündeten gezwungen werden, auch Praga zu räumen, so wird unser Kollege ganz Warschau in den Tornister einpacken, und man wird dann Warschau wieder auspacken, wo man seiner bedarf.“ Treffender können die Nachrichten von der „vollkommenen“ Räumung, d. h. Ausräumung der Millionenstadt nicht verspottet werden; außer einigen Häusern, einer halben bis dreiviertel Million Einwohnern werden die Russen noch manch' anderes nicht in ihren Tornister eingepackt haben. . .

Die eingesperrten Statuen. Über den Schutz der öffentlichen Kunstdenkmäler in Italien wird in der „Pariser Illustration“ berichtet. Die Italiener haben die bedeutendsten Kunstwerke vor den Gefahren des Kriegs in Sicherheit gebracht. Wälder, Gobelins, Wandbefeidungen, Skulpturen, feltene Bücher, — alles wurde in versteckten Gewölben geborgen. Eine besondere Art des Schutzes aber ließ man den Denkmälern angedeihen. Sie wurden durch Holzwände, Sandsäcke usw. derart verbarrikadiert, daß sie sich nunmehr hinter unförmigen, mehr oder weniger fest errichteten Bauten sozusagen in Gefangenschaft befinden. Maßregeln dieser Art wurden in allen jenen Städten und Ortschaften getroffen, die in der „Kriegszone“ liegen. In Bologna wurden auf den berühmten schiefen Türmen Abwehrkanonen aufgestellt, und die meisten öffentlichen Kunstwerke der Stadt sind in „Gefangenschaft“. In der Kirche San Domenico wurde das Grabmal des Heiligen, der im Jahre 1221 in der Stadt starb, mit einem

fargartigen Schutzbau umschlossen. Das Grabmal ist von besonderem historischen Wert, da während vier Jahrhunderten an seiner künstlerischen Ausgestaltung gearbeitet wurde: im 13. Jahrhundert arbeitete Nicolo Pisano daran, im 15. Jahrhundert Niccolo dell' Arca und Michelangelo, im 16. Jahrhundert Alfonso Lombardi. Die von Giovanni Bologna stammende Reptun-Statue, die den Brunnen von Laurati auf dem Hauptplatz krönt, wurde ebenfalls mit einer Schutzwehr ausgestattet. Der Brunnen wurde mit einem Erdwall umgeben, über dem ein Holzgebäude errichtet ist. Über dem Haupt der Statue wurde ein nach allen Seiten schräg abfallendes Dach angebracht, damit die Bomben daran abgleiten können, bevor sie zur Explosion gelangen. Ravenna, das nur wenige Kilometer vom Adriatischen Meer entfernt ist, muß mit einer Beschießung der österreichischen See- und Luftflotte rechnen. Daher wurden hier noch sorgfältigere Anlagen rings um die Denkmäler errichtet. Ganz besonders wurde das Mausoleum von Dante mit hochgetürmten Reihen von Sandsäcken geradezu überladen.

„Saubere“ und „säubern“. (Zur Geschichte eines Kriegswortes.) Viele Wörter unserer Sprache weisen, wie bekannt, neben ihrer eigentlichen Bedeutung eine übertragene Bedeutung auf. Wendet man dasselbe Wort in einem Satze zweimal, zuerst in der übertragenen und dann in der eigentlichen Bedeutung an, so kommt gewöhnlich ein hübscher Witze zustande. Wenn wir beispielsweise sagen: „Nachdem unsere tapferen Truppen Ostpreußen von den Russen gesäubert hatten, mußten sie die Provinz noch wirklich säubern“, so ist das ein ganz annehmbarer Witze. Der Ausdruck „säubern“ stellt in seiner übertragenen Bedeutung eines der in dem jetzigen gewaltigen Völkerringen am häufigsten gebrauchten Kriegswörter dar. Wie oft kann man in den Kriegsberichten lesen, daß es unserer Artillerie, der Infanterie usw. gelungen sei, die feindlichen Stellungen zu säubern. Immer schimmert aber dabei doch die eigentliche Bedeutung des Wortes „sauber“ durch. Es kommt selbstverständlich im Stellungskriege im Westen auch vor, daß unsere Truppen einmal eine Stellung vorübergehend aufgeben müssen. Es würde aber dann unserem Sprachgefühl und unserem Empfinden widersprechen, wenn jemand bei uns sagen oder schreiben wollte, daß die Franzosen oder Engländer eine von uns früher besetzt gehaltene Stellung gesäubert hätten. Der Ausdruck „sauber“, von dem das Tätigkeitswort und jetzige Kriegswort „säubern“ abgeleitet ist, stellt eines der merkwürdigsten Worte dar, die wir in unserer Sprache besitzen. Es ist bei uns so gut eingebürgert, daß man seinen fremden Ursprung nicht ohne weiteres erkennen kann. Das Wort leitet nämlich, so schreibt uns ein Mitarbeiter, seinen Ursprung von dem lateinischen *sobrius* (nicht betrunken, nüchtern) her, das den Gegensatz zu *ebrius* (betrunken) bildet. Dem Reinschleissinn des Deutschen stellt jedenfalls die Tatsache das beste Zeugnis aus, daß ein lateinischer Ausdruck für „nicht betrunken“ in ihrer Sprache die Hauptbedeutung im Sinne von „reinlich“ annehmen konnte. In Süddeutschland stellt das Wort „sauber“, neben dem dort der Ausdruck „rein“ fast ganz verschwindet, sogar eine Lieblingbezeichnung für ein junges Mädchen im Sinne von „hübsch“ dar. In manchen Fremdwörterbüchern und anderen Nachschlagewerken findet man noch bei dem Worte „Coubrette“ die Bemerkung verzeichnet, daß dieses Wort von dem lateinischen *sobrius* (nicht betrunken) abzuleiten sei: und so viel wie hübsch (wie in Süddeutschland) bedeute. Eine solche Erklärung ist aber vom Etymologischen Standpunkt der ernsthaften Sprachforschung aus, d. h. einer solchen, die mit der Wortforschung auch die Sprachforschung verknüpft, nicht aufrechtzuerhalten. In keiner der romanischen Sprachen hat das lateinische Wort *sobrius* sich im Sinne des deutschen „sauber“ entwickelt. Das zeigen die Worte *sobrio* im Spanischen und Italienischen, *sobro* im Französischen und soher im Englischen (das je zur Hälfte als romanische Sprache anzusehen ist). Keines dieser Worte entfernt sich von der Bedeutung „nüchtern, mäßig“. Das Wort „Coubrette“ leitet vielmehr seinen Ursprung von dem lateinischen Worte *sobrina* (*consobrina*) = Verwandte, Nichte, ab; die Coubrette ist vom Hause aus die nächste Nichte des alten romanischen Lustspiels. Die Bedeutungsentwicklung des lateinischen Wortes *sobrius* (nicht betrunken) zu einem Ausdruck der Reinheit und Reinschleiss beschränkt sich einzig und allein auf die deutsche Sprache.